



Bernd Grewe 2013 in seiner Hohenwestädter Wohnung übergibt Karin Theens für den Geschichtsverein einen großen Teil seiner Sammlungen. Sie betrachtet hier Fotos von Louise – siehe „Louis und Louise“ S. 160.

Bernd Grewe erinnert sich

Bernd Grewe wurde am 4.2.1942 in Wattenbek geboren. Bernds Vater Johannes Grewe hatte sich 1936 zur Flugabwehr der Wehrmacht in Lübeck gemeldet. Bernds Mutter Magdalene Holst war bei einer Majorsfamilie „in Stellung“, wie man damals über Dienstmädchen sagte. Auf einer Tanzveranstaltung in Schattin in Mecklenburg lernten sie sich kennen und heirateten am 4. November 1939 auf dem Bordesholmer Standesamt. Vorher musste Bernds Mutter noch einen Ariernachweis vorlegen, um ihre deutsche Abstammung zu beweisen. Besonders genau hat die Behörde damals wohl nicht geprüft, denn den Namen Holst hatte

ihr der Stiefvater gegeben, da sie eine geborene Sternberg war und solch ein jüdischer Name ein Problem gewesen wäre.

Das Paar richtete sich dann in der Brügger Chaussee 46 im Hause Hass/Horn eine Wohnung ein. Ihren ersten Sohn nannten sie 1940 auch Johannes, den zweiten Bernd.

Laut Mutters Erzählungen verbrachten sie den Sommer stets im mecklenburgischen Lübz. Das waren schöne, ruhige Tage ohne Tiefflieger und Bombenangriffe. Urgroßvater Wilhelm Sternberg arbeitete während des Krieges in einer Schlachtereierie in Lübz. Nach dem Krieg konnten sie erst in den Fünfzigerjahren wieder zu den Urgroßeltern reisen. Allerdings herrschte nun der Kalte Krieg. Sie fuhrren mit dem Zug über Hamburg, Büchen, Grenzübergang Schwanheide, Hagenow-Land, Ludwigslust und Parchim nach Lübz.

Der Urgroßvater war ein besonderer Mann. Bernd Grewe schreibt dazu:

„Unser Urgroßvater arbeitete immer noch in derselben Schlachtereierie und „besorgte“ dann zum Beispiel Würstchen, die für uns aus Kostengründen nicht immer zu haben waren. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie wir ihn auf dem Wochenmarkt trafen und er mit glücklich leuchtenden Augen eine Reihe von Würstchen aus der Innentasche seines Jacketts hervorholte – ganz ohne Verpackung. Auf dem Markt fiel mir auch ein Stand auf, der nur Tomaten hatte. Die Schlange war unüberschaubar und die Leute freuten sich riesig, wenn sie ein paar Tomaten ergattert hatten.“



Die Brüder Grewe in der Brügger Chaussee 1944 mit einem unbekanntem Mädchen

Nach Kriegsende half Wilhelm Sternberg auf erstaunliche Weise einem französischen Zwangsarbeiter nach Hause zu kommen: Er organisierte ihm ein Fahrrad, hängte einen Beerdigungskranz daran

und empfahl dem Franzosen, bei Kontrollen immer nur zu sagen, er müsse zur Beerdigung. Er wird es sicher geschafft haben.

„Die Rückreise mit dem Zug war genauso unangenehm, wer es nicht erlebt hat, kann es sich nicht mehr vorstellen, wie das mitten in Deutschland war. Die Züge wurden in Hagenow-Land etwa 50 km vor der Grenze abgeschlossen und Vopos, die Volkspolizisten, bestiegen mit Hunden den Zug und kontrollierten fast alles. Besonderes Augenmerk galt möglichen Republikflüchtlingen.

Unser Urgroßvater starb 1957. Leider konnte keiner von uns an der Beerdigung teilnehmen, es gab keine Einreisegenehmigung. Kurz vor seinem Tod schrieb er noch auf einer Postkarte

*Das Vieh hat kein Futter,
wir haben keine Butter,
auf dem Klo gibt's kein Papier,
was sollen wir noch hier.*

Nach ein paar Tagen bekam er Besuch von der Stasi, der Staatssicherheitspolizei – da lag er aber schon im Sterbebett.“

So konnte der Polizeiapparat seine Wut über Urgroßvaters gereimte Kritik nur an den Angehörigen aus dem Westen auslassen: Die durften ihn dann nicht auf seinem letzten Weg begleiten.

Nach diesem aufschlussreichen Abstecher in die ehemalige DDR kehren wir zurück nach Wattenbek.

1944 kam Louise Bodéré aus der Bretagne zu Grewes (siehe dazu „Louis und Louise“, Seite 160ff). Der dort bei der Luftabwehr stationierte Vater hatte ihr die Wattenbeker Adresse gegeben, als sie flüchten musste. Sie war wie ein viertes Familienmitglied und muss, nach ihren späteren Briefen, die beiden Grewesöhnchen sehr gemocht haben.

Nach Kriegsende verließ sie Wattenbek wieder.

Vater Grewe galt ab Weihnachten 1944 als verschollen, bis er am 18. Dezember 1945 in der Brügger Chaussee vor der Tür stand. Er hatte sich von Frankreich bis zu einem Bauernhof in Freiburg durchgeschlagen, sich dort versteckt, gearbeitet und abgewartet. Für den Weg zu seiner Familie lieh er sich Zivilkleider, die er zurückzuschicken versprach, denn in der Uniform wäre er nicht weit gekommen. Von der Kriegszeit hat er nie gesprochen.

Louise mit Johannes
und Bernd 1944
in der Brügger Chaussee



Umzug in den Wattenbeker Weg, heute Wilhelm-Stabe-Straße 43



Rechts das Haus der Großeltern Massow, Wilhelm-Stabe-Str. 43, links im Hintergrund das Gemeindehaus der Evangelischen Kirche, am linken Rand die Dächer der Finnenhaussiedlung, Aufnahme etwa 1960

Im Mai 1946 zogen sie um zu den Großeltern väterlicherseits in die Wohnung ihrer Tante, die nicht mehr mit ihren Eltern klarkam.

Wohnen und Essen

Die Großeltern hatten einen 3000 qm großen Garten hinter dem Haus und daher stets genügend Gemüse, Obst, Kartoffeln, Korn und vieles mehr. Sie gaben der Familie ihres Sohnes aber nur selten etwas ab und die Enkel durften nicht einmal im Garten Fallobst aufsammeln. Es war eine schlimme Zeit.

Bernd Grewe schreibt darüber:

„Die Wohnung bestand aus einer Wohnküche unter dem Dach mit einem nicht isolierten Boden davor und diente als Abstellraum. Zum Heizen und Kochen gab es eine Küchenhexe, einen holzbefeuerten Küchenherd, wie damals üblich. Fließendes Wasser gab es nicht, das musste unsere Mutter von einer Handpumpe auf dem Hof holen und in Eimern den langen Weg zur Wohnküche tragen. Es diente zum Waschen und Kochen. Das Abwasser musste natürlich wieder zurückgetragen werden.

Das Schlafzimmer befand sich im Erdgeschoss. Ein Ofen war zwar vorhanden, wurde aber aus Mangel an Heizmaterial nur selten angemacht. Die Fenster hatten nur eine einfache Glasscheibe und waren bei Frost ständig zugefroren. In die Betten legte man kurz vor dem Schlafengehen einen Ziegelstein, der auf der Küchenhexe angewärmt und in eine Zeitung eingewickelt worden war.

Eine Toilette nach heutigem Standard gab es nicht, nur eine „Eimertoilette“ im Stallanbau hinter dem Haus. Zum Wischen hatte man Zeitungspapier.

Für den Winter legte man Gurken als Salz- oder Gewürzgurken in Stein- oder Tonkrüge ein. Aus geklauten Zuckerrüben machte unsere Mutter Sirup.

Ständig kamen Scharen von Menschen aus den umliegenden Städten mit den sogenannten Hamsterzügen, um etwas Essbares zu ergattern. Gaben die Landwirte eine abgeerntete Kartoffelkoppel frei, strömten die Leute mit kleinen Hacken und Drahtkörben auf die Koppel und „pflügten“ sie nochmals Stück für Stück um in der Hoffnung auf ein paar liegengebliebene Kartoffeln. Wir Kinder mussten auf dem Drahtkorb sitzen bleiben, damit ja keiner, die gestoppelten Kartoffeln klaute, wenn Mutter mit dem Drahtkorb unterwegs war.

Ebenso wurden die Kornfelder nochmals abgesucht. Unsere Mutter ging über das Stoppelfeld, suchte und sammelte zurückgebliebene Ähren in ihre Schürze. Daraus machte man Mehl.

Aus gesammelter Schafswolle spann man Wollfäden und strickte Strümpfe.

Löcher in der Hose waren eine mittlere Katastrophe, Es gab keine neue, Mutter flickte das Loch.

Mit einem Blockwagen zogen wir zum Kohlenhändler Gähje in der Nähe vom Bordesholmer Bahnhof und standen stundenlang an für einen Zentner Briketts.

Inzwischen hatten uns die Großeltern ein kleines Stück Ackerland überlassen und die Eltern pachteten noch ein Stückchen Land auf der Schulkoppel nahe der Finnenhaussiedlung dazu. Leider war der Boden ausgelaugt, es fehlte der Dünger. Da es damals nur ab und zu mal einen Lanz-Bulldog gab, aber sonst nur Pferdefuhrwerke, passten die Leute an den Straßen auf und waren flugs mit der Schaufel da, wenn die Pferde etwas fallen ließen.

Jedes noch so kleine Fleckchen Land wurde gehegt und gepflegt.

Gemüse oder Obst, das man nicht gleich verzehrte, wurde in Dosen oder in Weckgläsern eingemacht. An den gebrauchten Dosen schnitt der Dorfschmied Steen mit einer eigens dafür vorhandenen Maschine den alten Rand ab und so konnte man sie wiederverwenden.

Zu Hause reinigte man die Dosen, füllte sie mit den verschiedensten Gemüse- und Obstsorten und fuhr die offenen Dosen im Blockwagen zum Schmied. Der verschloss sie mit einem neuen Deckel.

Anschließend wurden die Dosen – je nach Inhalt – eine halbe oder eine Stunde eingeweckt oder gekocht.

Dann hatte unser Vater auf dem Grundstück der Großeltern in Eigenarbeit einen Hühnerstall gebaut. Da hielten wir ein paar Hühner für den Eigenbedarf. Aus den Eiern machte uns Mutter manchmal ein leckeres Zuckerei: Erst schlug sie das Eiweiß mit der Gabel in einem tiefen Teller steif, dann kam das Eigelb und der Zucker dazu und wir aßen es mit einem Stück trockenem Brot.“

Umzug in den Kieler Kamp



Bau der Doppelhäuser Kieler Kamp 29/31 und 33/35, Im Hintergrund Haus des Ehepaars Ravensgard aus Ostpreußen, längst abgerissen, sie hatten ein Pferd und Gänse.

Im Januar 1951 bezogen Grewes endlich ihre in Eigenleistung mit anderen Handwerkern und Siedlern errichtete Haushälfte im Kieler Kamp 33. Vater Grewe war als Tischler beim Bau der Siedlungshäuser natürlich sehr gefragt.

Bernd erinnert sich, wie gut er als Kind dort auf den freien Flächen spielen konnte. Besonders Fußball mit der Schweinsblase machte ihm viel Spaß, auch das Baden in der Eider. Er erinnert sich, wie sie aus Schilf Flöße bauten und eiderabwärts trieben – nur 20 bis 30 m, dann kam der „Untergang“.

Meine Schulzeit von 1948 bis 1957



April 1957, erste Entlassung einer 9. Klasse aus Wattenbeks neuer Schule – obere Reihe von links:

?, Bernd Grewe, Gerhard Möller, Jakob Hinrichs, Kurt Feierabend, ?, Erich Reese

Unten von r: Waltraud Dierck, Christa Gabriel, Gerda Vollendorf, ?, ?, ?, ?, ?.

„Wir kleinen Knirpse hatten teilweise Unterricht in Räumen, die über ganz Bordesholm verstreut lagen und mit Kanonenöfen beheizt wurden. Mit unseren Papppranzen, Schiefertafel und Griffelkasten mussten wir zum Beispiel von Wattenbek bis zur Lindenschule in Alt-Bordesholm laufen, das waren etwa 3,5 km. An ein Fahrrad oder gar einen Schulbus hat keiner im Entferntesten gedacht.

Der Unterricht fand im Wechsel statt, morgens die Mädchen, nachmittags die Buben. Denn die Schülerzahl in Wattenbek und Bordesholm hatte sich durch den Flüchtlingsstrom auf ca. 1750 Kinder verdreifacht.

Teilweise gab es in der ersten Nachkriegszeit Schulspeisungen. Langsam wurde es doch besser und man war froh, alles einigermaßen überstanden zu haben.

Mitte der Fünfzigerjahre sind wir dann in unseren Ferien zum Kartoffelsammeln, Rübenhacken, Erbsenpflücken und so weiter gegangen. Damit haben wir ein bisschen Geld verdient und uns ein Fahrrad zusammengespart. Zuerst wurde der Rahmen besorgt und gestrichen, dann erarbeiteten wir uns Vorder- und Hinterrad. So ging das weiter, bis wir ein fahrtüchtiges Fahrrad hatten. Wir waren sehr stolz und hegten und pflegten es.

Im April 1957 wurde ich dann aus der neunten Klasse der Volksschule entlassen.“

Bernd Grewes Klasse war die erste Abschlussklasse in der neuen Wattenbeker Schule. Man hatte das Gebäude im Oktober 1956 in Betrieb genommen und am 26. Januar offiziell eingeweiht. Am 15. Januar 1957 trat Jakob Hinrichs seinen Dienst als neuer Schulleiter an – auf dem Foto in der Bildmitte vor dem Eingang der Schule.

Bernd Grewes Lehrzeit mit langen Wegen

„Im April 1957 begann ich meine Lehre als Klempner, Gas- und Wasserinstallateur bei der Firma Heinrich Dierck in der Dänischen Straße/ Schloßstraße in Kiel.

Der Tag begann um sechs Uhr in der Früh. Es ging zu Fuß vom Kieler Kamp 33 zum Bordesholmer Bahnhof, etwa 2 km. die Personenzüge mit den Arbeitern waren stets überfüllt. Die Waggonen waren in drei Klassen eingeteilt und hatten für jedes Abteil eine Tür und die Bänke in der dritten Klasse waren aus Holz. Natürlich konnten wir nur dritter Klasse fahren. In Kiel angekommen, mussten weitere zwei Kilometer bis zum Betrieb zurückgelegt werden.

Der Hafen und viele Gebäude der Stadt lagen teilweise noch in Trümmern. In der Schloßstraße, in unmittelbarer Nähe meiner Lehrfirma, standen „halbe“ Häuser, in denen aber Menschen wohnten.

Die Gaststätten am Hafen waren in heil gebliebenen Kellern untergebracht, wie zum Beispiel „Der Bronzekeller“.

Die Firma hatte einen einzigen VW-Transporter für circa 20 Angestellte und Arbeiter.

Wir arbeiteten viel in der Haupt-Einkaufsstraße, der Holstenstraße, zum Beispiel in den Kaufhäusern Karstadt, C & A, Meislahn, Defaka und in der Nicolaikirche. Das Material mussten wir auf einer schottischen Karre zu den Baustellen schieben.

An den Inhaber der Firma denke ich auch heute noch mit Respekt zurück. Er war stets korrekt. Ältere Arbeitnehmer über 60 Jahre mit gesundheitlichen Schwierigkeiten wurden beispielsweise dort eingesetzt, wo sie die Arbeiten noch verrichten konnten und zur Weihnachtsfeier räumte man die gute Stube aus und alle Mitarbeiter stimmten sich bei Kaffee und Kuchen auf Weihnachten ein.

Die Arbeitszeit betrug 48 Stunden. Das Geld wurde wöchentlich bar ausgezahlt. Ich bekam im ersten Lehrjahr 30 DM im Monat. Davon gingen 12 DM für die Fahrkarte weg und der Rest musste für den Monat reichen

Verpasste man abends den Zug, musste man zwei Stunden auf den nächsten warten, der dann auch noch überfüllt war. Bei den Howaldtswerken arbeiteten zu der Zeit etwa 12 000 Menschen. Wenn wir in Bordesholm ankamen, stiegen viele, viele Arbeiter aus und strömten in alle Richtungen.

Im Herbst 1960 konnte ich meine Lehre erfolgreich abschließen.

Danach habe ich in meiner Urlaubszeit zahlreiche Fortbildungskurse an der Ausbildungsstätte für Handwerker in Lübeck-Travemünde besucht, um die beruflichen Kenntnisse zu erweitern.

Am 2. Juli 1962 sollte ich für 18 Monate meinen Wehrdienst bei der Bundeswehr antreten. Mit Tauglichkeitsgrad II war es aussichtslos, Widerspruch einzulegen. Um mehr Geld zu bekommen, habe ich mich freiwillig für zwei Jahre verpflichtet und war so „Geldsoldat“. Ich wurde bei einer Boden-Luft-Raketenbatterie im Nachrichtenbereich eingesetzt. Das war zur Zeit der Kuba-Krise und wir bekamen Urlaubssperre. Wir hatten den Sicherheitsausweis I und wurden ohne diesen nicht in die Stellung gelassen.

Die sowjetische Militärmission, ein Überbleibsel des 2. Weltkriegs, besuchte uns fast ständig nachts im Moor bei Diepholz. Der deutsche Wachzug konnte und durfte nicht eingreifen und musste die Amerikaner, die über die Sprengköpfe verfügten, in der Unterkunft benachrichtigen. Kamen die Amerikaner dann, waren die Russen längst verschwunden. Dieses Katz- und Mausspiel wiederholte sich ständig.

Der DDR-Propagandasender DFS 904 berichtete laufend von den Raketenstellungen.

Am 30. Juni 1964 endete mein Dienst bei der Bundeswehr.

Vom 3. Juli 1964 bis zum 31. Juli 1965 arbeitete ich in Bokhorst bei der Firma Ohe als Gas- und Wasserinstallateur. Den Weg zur Arbeitsstelle über die Dörfer Negenharrie und Schillsdorf bewältigte ich bei jedem Wetter mit meinem Kleinkraftrad Marke Zündapp mit 4-Gang-Fußschaltung.

Dann verstarb mein Onkel Rudi in Berlin und Tante Else schenkte mir 3000 DM. Davon kaufte ich mein erstes Auto, einen grauen VW-Käfer.“

1966 ging Bernd Grewes Zeit in Wattenbek zu Ende. Er hatte 1965 geheiratet und zog nach Nortorf. Seinen beruflichen Werdegang beendete er als technischer Betriebsleiter des Gas- und Wasserwerks in Hohenwestedt.